

Der Glückshort.

Roman von **H. von Klipphausen.**

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Zwischen hatte sich Robert vom Zirkus kommend dem weinenden Gretchen draußen zugeellt und von diesem erfahren, was drinnen vorgefallen war.“

„Bleibe hier, Gretchen, ich will hineingehen.“

„Nein, laß mich beruhigend.“

„Nein, laß mich mitkommen, ich fürchte mich hier!“

„So komm!“ Die Kinder betraten den langen Flur, der an einer Seite ein Fensterchen nach der Schlafstube Annas zeigte. Gretchen war noch zu klein, um hineingehen zu können, doch Robert holte sich einen Stuhl heran und kletterte hinauf. Er sah erst nicht viel, bis sich seine Augen an die dämmernde Beleuchtung gewöhnt hatten, dann jedoch schrie er laut auf.

Dort stand das Bett, in dem die Gestalt der Tante Anna lag, und am Bettende Mr. Williams, der in der Hand einen Gegenstand von länglicher Form, das Antlitz starr vor Entsetzen. Er hatte eben den Gegenstand auf den Puls der Kranken gepreßt, ein winziges Bluttröpfchen sprang daraus hervor. Er wischte es hastig ab wie voll namenloser Angst ergriffen.

Was war das? Was tat sein Vater bei der Unglücklichen? Ob er ihr wohl zum Leben verhalf? Unbewandt starrte der erregte Knabe hinein in das Gemach. Er bemerkte nicht, daß Gretchen ihn an den Kleidern zupfte und flüchtig anrief, er hörte nicht, daß drin sein Vater stürzte und dann aufschrie, er sah nur jenen unheimlichen Gegenstand, den Williams ihr an den Puls gepreßt hatte. Erst als Gretchen heftiger zu weinen begann, erwachte der Knabe aus seinem Schrecken und sprang vom Stuhl herunter.

In dem Augenblicke, wo die Kinder das Haus verlassen wollten, ging die Tür auf, und Williams trat ihnen entgegen. Er erschraf vor seinem Sohn, als lähe er ein Gespenst, und streckte ihm wie abwehrend die Hände entgegen.

„Robert“, stammelte er schein, „Du hier? Woher kommst Du? Ich — will Dich nicht sehen.“

„Das glaube ich, Vater, ich habe in das Zimmer gehen, just als Du die Waffe —“

Wie ein Tiger sprang Williams vorwärts, die Augen wild vollend, mit den Zähnen knirschend und die Fäuste gegen Robert erhebend, aber dieser stürmte schnell davon, dem Zirkus zu, und Gretchen folgte ihm laut weinend.

Hier stand schon am Eingange Direktor Romand, der mit unruhigen Blicken hinaus auf die Straße spähte und, als er die Kinder bemerkte, vor Freude laut aufschrie: „Margot, meine süße Margot!“

Während nun Robert den nahen Ställen zweifte, blieb das kleine Mädchen unschlüssig und mit verstörter Miene vor dem finstern Manne, dessen Antlitz jetzt vor Entzücken strahlte, stehen.

„Ja, mein Liebling und tausendmal ja!“ rief der finstere Mann tief erregt.

Die Kleine wurde immer freundlicher und vertraulicher, und als Romand sie in die Höhe nahm, schlang sie den Arm um seinen Hals und lachte hell auf. „Ja, ich bleibe bei Dir,“ rief sie heiter, „aber Robert doch auch?“

„Gewiß, mein Liebling,“ jagte er schmeichelnd. „Nun aber sage mir, was trägst Du denn da um den Hals?“

„Ich weiß nicht, was es ist, ich habe es um den Hals geschlungen, und es ist eingenäht. Willst Du es sehen?“

„Ja, o ja,“ nickte Romand atemlos, und gleich darauf hielt er den eingnähten Ring in Händen. Sein Herz pochte ungestüm, sein Auge umflorte sich, und ein dumpfer Laut drang aus seiner Brust. Als er das Stückerchen rote Seide endlich gelöst hatte, als ihm der Goldglanz des Trauringes entgegenleuchtete, da sank der starke Mann haltlos wie ein gefällter Baum zu Boden, und heiße Tränen stürzten aus seinen Augen. „L. M.“ stammelte er atemlos, „mein Trauring, den sie getragen hat. O mein armes, herrliches Weib, das ich so mit Füßen getreten und schmählich behandelt habe! Herrgott im Himmel, ich kann's an ihr nicht mehr gut machen, aber Du hast mir das Kind gefandt! Gretchen, o mein Gretchen, sieh, ich bin ja Dein Vater, nenne mich Vater!“

„Wer ist das?“ fragte die Kleine naiv. „Ich habe nur die Tante Anna gefandt, doch sie ist tot, und wenn Du mich lieb haben und mein Vater sein willst, so freue ich mich darüber. Nur Robert muß bei uns bleiben, ja? O bitte, versprich mir das, lieber — Vater!“

Berauschend klangen dem finstern, einsamen Manne diese Worte in den Ohren; er schluchzte noch lauter, küßte den kleinen roten Kindermund, der ihm unbewußt solch rauschende Melodie entgegengetragen hatte, und trug dann Gretchen hinein in sein Wohnzimmer.

„O, aber meine Schulter schmerzt noch immer,“ klagte sie, hier angekommen, „sieh doch, ob sie noch schlumm ist, lieber Vater!“

Romand, der voll Entzücken dies Wort wieder und wieder vernahm, riß das Kleidchen von der Schulter und sah die stark geschwollene Fleischwunde, die noch immer tief gerötet war. „Mein armes Kind!“ murmelte er zärtlich. —

Williams war inzwischen wieder zurück in Reichhards Haus gegangen und wieder ins Zimmer getreten, wo er unruhig auf- und abschrift.

„Er hat es gesehen,“ murmelte er zwischen den Zähnen, „aber ich kann ihn nicht auch noch töten;“



Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg mit seinem Adjutanten Grafen Hohenthal auf einem Spazierritt im Berliner Tiergarten.

„Die Tante — ist — tot,“ schluchzte sie außer sich, „und ich will nicht mehr zurück und Robert auch nicht!“

„Nein, mein Engelen, mein Herzblatt, Du bleibst bei mir,“ beschwichtigte der Direktor, „Du wirst mein goldnes Töchterchen sein.“

Das Gesichtchen der Kleinen heizerte sich etwas auf, die Tränen erlegten, und sie ließ sich die Liebflojungen des erregten Mannes schweigend gefallen.

„Wirst Du mich denn lieb haben?“ fragte sie noch schluchzend.

es würde immerhin auffallen. Nein, er muß ja weichen —

Draußen ging die Haustür, und schwere, schlürfende Schritte nahen. Mit einem Satz war Williams an der Tür und öffnete sie.

„Ah, Mr. Reidhardt, es ist doch zum Schlimmsten gekommen!“ rief er erregt. „Sehen Sie hier — Ihre Tochter! Ich konnte sie nicht mehr retten.“

Der alte Mann wankte mit einem Angstlaute an das Totenbett.

„Anna, mein Kind, mein Liebling,“ schrie er jammern auf, „was ist mit Dir? Weshalb gingst Du von mir? O, ich brauchte Dich noch so nötig! Nein, nein, sie kann ja nicht tot sein, sie schläft wohl nur.“

Der alte Williams fuhr zusammen und verließ eilig das Zimmer. Diesen Jammer, dieses Weh vermochte er nicht zu ertragen. Wie Furien peinigten ihn die Gewissensbisse, und mit gerungenen Händen schritt er draußen auf und nieder.

Drüben im Totenhanse des alten Reidhardt sollte der Arzt eintreffen, um die Totenschau zu halten und seinen Schein abzugeben. Er war vom Nachbarort geholt worden, denn er hatte jetzt bei der Fieberepidemie viel zu tun und mußte dann gleich weiter in seinem Berufe. Es war ein noch jüngerer Mann mit fahlem Haupt und einer Brille, der sehr blaß und mager aussah; er kam zu Fuß, setzte sich erst einen Moment vor der Tür nieder, um auszurufen, und klopfte dann behende an die Stüchtentür. Der alte Reidhardt öffnete ihm rasch und begrüßte ihn zuvorkommend; die Tränen rannen ihm über die Wangen, und er drückte des Arztes Hand.

„Herr Doktor,“ jagte er kummervoll, „es ist gut, daß Sie kommen, ich bin in einem schweren Kummer.“

„Ihre Tochter ist gestorben?“ fragte der Arzt teilnehmend. „Seht, das geht gar vielen so, daß sie ein liebes Familienglied hergeben müssen, denn die Seuche wüthet allenthalben. Hat sie viel gelitten?“

„Ich glaube nicht, auch hat sie nicht lange krank gelegen — aber — Herr Doktor, wollen Sie hereinkommen und sie ansehen?“

Doktor Weller nickte leise mit dem Kopfe, legte Hut und Stod ab und folgte dem alten Schiffer ins Sterbezimmer. Es war schon ziemlich dunkel in demselben, die Sonne stand bereits tief im Westen, und da die Fenster geschlossen blieben, kam kein heller Strahl ins Gemach.

„Ich muß Licht haben,“ bat der Arzt bescheiden; er konnte nichts umsehen, kaum das Bett, in dem die Tote lag.

Der alte Mann eilte sogleich nach einer Lampe. „Gnädigsten Sie, Herr Doktor,“ jagte er hastig, „ich habe Sie länger aufgehalten als nötig war, aber nun können Sie Ihres Amtes walten.“

Doktor Weller, der die Erregung des alten Mannes sehr gut begreifen und verstehen konnte, drückte ihm teilnehmend die Hand und schloß dann die Tür hinter ihm. Es war sein gutes Recht, die Leichenschau allein vorzunehmen. Währenddem wanderte Reidhardt ruhelos im Korridor auf und ab, auf jedes Geräusch achtend, jeden Atemzug bemerkend, und je länger es dauerte, um so mehr nahm seine Unruhe zu.

„Herrgott im Himmel,“ murmelte er vor sich hin, „laß die Zeit bald vorüber sein! Ich kann es nicht aushalten.“

Endlich trat der Arzt aus dem Zimmer heraus, bleich und verstört. „Mein bester Herr Reidhardt,“ begann er unruhig, „ich — ich muß Ihnen eine unangenehme Nachricht bringen —“

„Sie mir, Herr Doktor?“ stotterte der Alte tief erregt. „Was ist denn geschehen? Sprechen Sie rasch, ich bitte Sie um Himmelswillen!“

„Ihre Tochter, Herr Reidhardt —“

„Anna,“ schrie der unglückliche Greis ganz fassungslos, „was ist's mit ihr? Sprechen Sie, sagen Sie mir die ganze, volle Wahrheit!“

„Nicht jetzt, nicht hier, Sie können es nicht ertragen.“

„O doch, ich kann's!“ jagte Reidhardt unnatürlich ruhig.

„Ihre Tochter ist keines natürlichen Todes gestorben,“ jagte Doktor Weller nun endlich.

„Das ist nicht wahr!“ brauste der alte Schiffer auf.

Reidhardt, Sie dürfen mir so etwas nicht ins Gesicht sagen,“ entgegnete Weller streng; „ich habe noch nie in meinem Leben die Unwahrheit geredet!“

„Ich meine auch nicht, daß Sie beabsichtigen zu lügen, aber es ist doch nicht wahr — mein armes Kind hat sich nicht das Leben genommen.“

„Es liegen untrügliche Anzeichen von Vergiftung vor, bester Mann, und ich muß auf Hülfe und Gewissen den Totenschein so ausstellen.“

Der alte Fischer schrie qualvoll auf und presste beide Hände vors Gesicht.

„Gott, o mein Gott im Himmel!“ rang es sich von seinen Lippen.

„Wissen Sie um die Tat?“ fragte Weller erstaunt. „Alter Mann, es ist doch nicht — ihre eigene Schuld?“

„Nein, Herr Doktor,“ stotterte Reidhardt und blickte den Fragenden voll und treuherzig an, „kann Sie wohl glauben, daß ich mein eigenes, geliebtes Kind selbst vergiftet hätte? Niemand — aber es ist möglich, daß ich denjenigen weiß, der es tat.“

„So müssen Sie ihn nennen, ihn anzeigen.“

„Aber ich habe keine Gewißheit; es sind nur Vermutungen; Sie müssen mir helfen und sagen, welches Gift es gewesen ist!“

„Wenn ich das könnte! Es muß ein scharfes Pflanzengift sein, das wir hier nicht kennen. Auch kann es nur das Atom eines Tropfens gewesen sein, das sofort tödlich wirkte. Sie müssen früh Anzeige erstatten, bester Reidhardt.“

Williams war inzwischen umhergewandert wie ein ruheloses Tier; er war mit sich ins Meine gekommen, daß er noch einmal heute spät am Abend in das Sterbezimmer Annas hineingehen müsse, um Untersuchungen vorzunehmen, nach welchem Zwischenraum der Tod eingetreten sei, aber der alte Reidhardt, der fortwährend im Vorzimmer saß, störte ihn einigermaßen dabei.

Morgen sollte die Beerdigung sein und zwar, wie der Alte dennoch durchgeheißt hatte, mit allen kirchlichen Ehren, die die Tote beanspruchen durfte. Vorher aber mußte er sich vergewissern, ob das in dem Körper befindliche Gift sich nicht schon zerlegt zu werden; er brannte nur so auf diese Feststellung.

Der Alte saß noch immer in dumpfes Brüten verloren in dem Borgemach. Der Ofen, in dem der Sarg stand, lag dahinter, und Williams hätte nicht durchgekonnt, so oft er auch an dem Haus vorbeiging.

Gegen Abend zog ein Unwetter auf. Die See tobte und raste, die Wellen gingen haushoch, und zischend sprang die Brandung empor. Dichte schwarze Wolken ballten sich am Himmel zusammen, und schrillend gelotte die Rottpeise: ein Schiff war in Gefahr.

„Herrgott, ich muß an den Strand,“ murmelte der alte Reidhardt, „meine Anna hätte mich auch schon geschickt; ach, und nun legt mir niemand meine Sachen zurecht, um mich anzugleichen.“

Er seufzte schwer und bedeckte das Gesicht mit der Hand, während es wie Wetterleuchten in seinen Augen zuckte. Armer alter Mann! Es dauerte denn auch nur ein Weilchen, bis er angezogen heraustrat, die dicken Wasserstiefel an den Beinen, den Schlapphut ins Gesicht gedrückt. „Adieu, Anna,“ murmelte er zum Sarg tretend und mit der Hand schützend über die Blumen leitend, „mein armes, gutes Kind! Mein Gott, hilf mir diesmal aus Not und Gefahr!“

Er schritt gelassen zum Hause heraus nach dem

Strande zu. Er sah nicht, wie eine dunkle Gestalt sich eilig hinter dem Hause duckte und spähend ihn nachblickte. Es war Williams, dessen Atem rascher ging, und der triumphierend mit dem Kopfe nickte.

„Nun kommt mir das Unwetter gerade recht,“ murmelte er, „und der Alte rührt sich aus seinem Bau. Es wird schon ein Weilchen dauern, ehe er wiederkommt, und bis dahin bin ich mit meiner Untersuchung fertig.“

Mit zitternden Händen öffnete und schloß er die Haustür, schritt vorwärts, zündete ein kleines Talglättchen an und begab sich sodann ins Zimmer, wo der Sarg stand.

Draußen heulte der Sturm, klatschend peitschte die Aeste an die Scheiben, und die schlecht befestigten Fensterläden polterten daran. Es schien, als sollte die Welt untergehen, und Williams, der seinen Kopf abgeworfen hatte, zitterte wie Espenlaub am ganzen Körper. Er hielt ein Instrument in der Hand und war so vertieft in seine Beobachtungen, daß er nicht merkte, wie die Zeit verging und das Wetter vorüberzog. Der Donner hörte auf, die Blitze wurden matter, und auch der Sturm legte sich.

Der eifrige Forscher hatte das Gesicht der Toten unterjehens aufgedeckt, und als er jetzt hinsah, überließ ein Schauer seinen Körper. Hatte sie nicht finster strafend ausgegesehen? Nein, es war nur ein Verstum. Er strich sich tief atmend mit der Hand über das Gesicht und beugte sich dann abermals über die Leiche, doch dabei überhörte er die schweren Fußstapfen, die jetzt langsam über den Hausflur daherkamen. Es war der alte Reidhardt, der von seiner nächtlichen Hülfeleistung zurückkehrte.

Als er die Tür öffnete, blieb er beim Anblick des unheimlichen Bildes, das sich ihm bot, starr vor Schrecken stehen. Dort stand zu Füßen des Sarges ein kleines Talglättchen, das mit trübem Schein die fahlen, spitzen Züge der Toten beleuchtete, und über diese gebeugt mit einem Instrument in den Händen sah er Mr. Williams. Mit angehaltenem Atem beobachtete der Alte die düstere Szene. Der Engländer merkte nichts, er mischte eifrig Tinkturen und Essenzen, schrieb allerlei auf und nickte zufriedener.

„Schön, sehr schön,“ brummte er leise vor sich hin, „das Gift ist verflogen, es ist keine Spur mehr vorhanden, und alle Schuld ist von mir gewälzt.“

„Ja, wer's eben glauben will,“ donnerte Reidhardts Stimme ihm plötzlich in die Ohren, „und wenn alle Menschen Euch für unschuldig hielten, ich nicht! Bei mir steht die Tatsache fest: Ihr habt meine Tochter getödtet. Aus welchen Gründen weiß ich nicht, aber daß Ihr sie vergiftet habt, steht fest wie die Weltkugel.“

Williams schrie entsetzt auf, dann jedoch faßte er sich schnell und trat einen Schritt beiseite, um dem Wütenden ein wenig auszuweichen.

„Nun sollst Du mich kennen lernen, elender Mörder,“ rief er wütend, „nun bin ich erst recht von Deinem Verbrechen überzeugt, und Du sollst es büßen.“

„Saha, wenn einer von uns sterben soll, wozu die Verstellung? Ja, ich habe Deine Tochter getödtet, weil sie doch gestorben wäre und ich das indische Gift meines Dolches verwenden wollte, ob es noch wirkte. Aber Deine Tochter war schon halbtot, als ich zu ihr kam, und sie wäre auch ohne mein Zutun gestorben.“

„Schuft, Mörder!“ schrie der alte Fischer und warf sich nun mit vollen, frischen Kräften auf Williams, der ihn kaltblütig zurückstieß und dann finster auf ihn zusprang.

Es war ein grauenvolles Ringen. Atemlos hingen die Kämpfenden aneinander. Die Wut gab ihnen doppelte Kräfte und spornete sie zu immer frischen Anstrengungen an. Reidhardt keuchte und der Schaum stand ihm vor dem Munde, aber er ließ nicht nach.

Mit gewaltigem Faustschlag traf er den Gegner mitten ins Antlitz, daß dieser stöhnend zurücktaumelte.

„Sünd von einem Menschen!“ stammelte Williams, als er sich ein wenig erholt hatte, und drang nun wieder auf den alten Fischer ein, der nach frischem Atem rang. Im nächsten Augenblick hatte er denselben zu Boden geschleudert.

Regungslos lag der alte Mann am Boden unweit seines toten Kindes. Er war so unglücklich gefallen, daß er bald darauf verschied.

Williams prallte nun zurück. Ein unartikulierter Ton entrang sich seinen Lippen, und mit großen Augen starrte er auf den am Boden liegenden Toten.

„Varnherziger Gott,“ ächzte er außer sich, „was soll ich tun? Übermals ein Mord! Und ich wollte es nicht, nur die Leidenschaft brachte mich dazu und der Zorn des Alten. Aber nun werde ich ihn fortbringen müssen, damit ich nicht in Ungerechtigkeiten komme und des Mordes angeklagt werde.“

Er bog sich schauernd nieder zu dem Toten; noch war die Lebenswärme nicht ganz aus dem Körper entwichen, noch die Leichenstarre nicht eingetreten.

„Was soll ich beginnen?“ überlegte Williams. „Der Morgen dämmert herauf, die Leute werden kommen und mich als Mörder festnehmen!“

Er schritt um die Leiche herum. Noch trug der alte Reihardt die schweren Stiefel und den breitkrämpigen Sturmhut; das mußte ihm abgenommen werden. Mühsam bückte sich Williams und begann ihm die Gegenstände auszuziehen; aber es wollte nicht gehen, sie waren von dem eingesogenen Wasser zu schwer. Mit einem Fluche ließ er endlich von dem fast unmöglichen Beginnen ab und blühte ratlos um sich. Da kam ihm ein rettender Gedanke. Draußen hinter dem Hause war ein tiefes Wasserloch, ziemlich breit und voller Lehm und Schlamm; hier konnte der tote ja hineingefallen und ertrunken sein. Es handelte sich nur darum, ihn hier herauszuschleppen und zu versenken. Aber ihm graute davor, den Körper des Fischers anzufassen.

Doch was blieb ihm übrig? Sorgjam vernichtete er alle Spuren des stattgefundenen Kampfes, löste das Licht aus und begann dann den Toten beim ersten Grauen der Morgendämmerung hinauszuschleppen und zu schleifen. Es war ein mühsames Stück Arbeit, und dicke Schweißtropfen standen auf der Stirn des Engländer, aber er biß die Zähne zusammen und arbeitete weiter. Endlich hatte er die Leiche über die Stufen fort und ins Freie gebracht. Er atmete auf; dort gurgelte schon das Wasser, noch eine kurze Anstrengung und der schwere Körper des alten Fischers fiel in die hochauflühende Flut.

„Gegläckt!“ murmelte Williams aufatmend. „Nun bin ich frei von der Anklage eines Doppelmordes, und niemand wird den Toten finden.“

* * *

In den dämmerigen Morgenstunden, in denen Mr. Williams den alten Reihardt beiseite, hatte auch Robert etwas vorgekommen. Er war tief in der Nacht vom Zirkus heimgekehrt. Die Wohnung fand er leer. Sogleich schoß das Verlangen nach dem Dolche durch sein Hirn. Rasch war er an jenes Fach geeilt, wo neulich die Waffe gelegen hatte, aber es war verschlossen.

„Was fange ich nun an?“ murmelte er vor sich hin. „Einen Dietrich habe ich nicht, weiß auch nicht, wie man damit umgeht, und haben muß ich den Dolch!“

Er schaute spähend in der Stube umher, konnte aber nichts entdecken. Schon wollte er ratlos hinausgehen, als ihm plötzlich ein Gedanke kam. Sollte die Waffe vielleicht im Bett versteckt sein? Hastig trat er an dasselbe, warf die Kissen herunter und suchte eifrig überall umher. Schon wollte er wieder resultatlos zurücktreten, da fiel ihm ein schmales Päckchen unter der Matratze auf. Es war in grobes graues Packpapier gefüllt und oben mit einem Lotenstopf versehen.

„Ah,“ murmelte Robert aufmerksam, „dasselbe Zeichen wie neulich! Es muß etwas Schreckliches bedeuten.“

Rasch öffnete er das Päckchen — da lag der mattgeschliffene Dolch vor ihm, daß er beinahe laut aufgeschrien hätte.

„Der Dolch — endlich!“ murmelte er atemlos. „Nun habe ich ihn, und niemand soll ihn mir entreißen. Ich weiß nicht, weshalb mein Vater ihn hütet wie ein Kleinod, aber eines Tages werde ich es schon erfahren, und dann kann ich triumphieren.“

Sorgjam packte er die Betten wieder ein, aber das Päckchen barg er auf seiner Brust und schlich davon.

Am nächsten Morgen hielt vor dem Reihardtischen Hause ein Reisewagen mit Koffern und Kisten bepackt, und in demselben saß eine Dame mit ihrer Jungfer. Sie war noch jung und sehr elegant gekleidet, schwarze Löschchen kamen unter dem blauen Gazeverschleier des Hütehens hervor, und sie fragte mit scharf klingender Stimme nach Mamsell Reihardt, die hier wohnen sollte. Es war niemand im Hause, nur ein alter, halbblinder Knecht ging im Hofe umher und erklärte auf vieles Fragen, die Mamsell sei gestorben, und der alte Reihardt sei gestern nicht nach Hause gekommen.

„Wo ist denn aber das kleine, blonde Mädchen, welches bei Ihnen war?“ forschte die Dame unmutig, „ich möchte es gern sehen und sprechen.“

„Da kommt sie eben mit ihrem Spielgefährten die Straße herauf,“ entgegnete der Knecht, mit der Hand nach den beiden Kindern weisend, die sich soeben dem Hause näherten. Die Dame heugte sich zum Wagen heraus und rief dem Mädchen zu:

„Komm doch einmal her, Kleine! Hier hast Du Schokolade, und erzähle mir etwas von Deiner Mama.“

„Die kenne ich ja gar nicht,“ entgegnete Gretchen furchlos, verdeckte aber die Hände, um nicht die Lederei nehmen zu müssen; „ich habe jetzt nur einen Papa, denn Tante Anna ist gestorben.“

„Wer ist Tante Anna?“

„Sie hieß Reihardt wie der Großvater,“ erklärte das kleine Mädchen wichtig, „aber meine eigentliche Mama hieß genau so wie mein Papa und ich.“

„Nun und wie heißt Du denn, liebes Kind?“

„Gretchen Morand!“

„Sie ist's, es ist Hedwigs Kind!“ murmelte triumphierend die Dame. „Aber Louis Morand war doch ein Sänger und nicht Kunstreiter. — Was macht denn Dein Papa im Zirkus?“ forschte sie weiter und blühte in das süße Kindergesichtchen.

„Mein Papa ist Direktor dabei und reitet sehr schön.“

„Kann Papa denn nicht singen?“

„Ich weiß es nicht, aber ich kann singen! Wenn ich groß bin, werde ich aber eine Kunstreiterin.“

„Willst Du nicht mit mir zu Deinem Vater kommen?“ fragte die Fremde beinahe zärtlich.

„Ich möchte ihn einmal sprechen.“

„Aber Robert muß auch mitfahren,“ meinte die Kleine resolut, „sonst komme ich nicht mit.“

„Nun, lieber Knabe, so komm doch mit, Du kommst vorn beim Kutscher sitzen.“

„Nein,“ rief Gretchen, „er muß hier neben mir sitzen, sonst fahre ich nicht mit!“

„Hoho, bist Du solch ein böses Kind?“ lachte die schöne Dame belustigt. „Nun, da komm nur Robert, setze Dich hier neben Gretchen.“

Ohne weiteres setzten sich beide Kinder in den Wagen. Vor dem Zirkus angelangt, hielt der Kutscher, und alle drei Insassen stiegen aus. Die Dame nahm Gretchens Hand und ließ sich hinein führen, rief vorher jedoch dem Kutscher zu, er möge hier auf sie warten.

„So, und nun komm zum Papa!“

Morand saß am Schreibtisch, und als Gretchens freisches Stimmchen ihn anrief, wandte er sich lächelnd um. Doch dieses Lächeln erstarrte sogleich wieder auf seinen Lippen, und entsetzt, als lähe er ein Gespenst vor sich, starrte er auf die elegante Dame, welche sein Töchterchen führte.

„Durchlaucht,“ stieß er dann zornig heraus, „siehe ich recht, Sie kommen — zu mir?“

„Ja, mein bester Herr Morand,“ lachte die schöne Fremde heiter, „das wundert Sie gewiß und mit Recht, aber man kann doch nicht ewig schmollen, und da mich zudem ein triftiger Grund herführt, so biete ich auch zuerst die Rechte zur Versöhnung. Ich war damals krank, und was ich im Fieberwahn tat, das sollen Sie mir verzeihen.“

„Um ja, Durchlaucht, ich mußte mich mit diesem Bescheide zufrieden geben. Daß ich noch an demselben Tage abreiste, wird jedermann erklärlich finden.“

„Nun bleibt für mich indessen noch ein Rätsel ungelöst,“ fuhr die Fürstin fort, „Sie waren ein berühmter Sänger, und heute finde ich Sie als Direktor eines Zirkus ganz zufällig wieder. Wie geht das zu?“

„Sehr einfach, meine Gnädige. Ich verlor meine Stimme infolge einer bösen Halskrankheit und konnte froh sein, noch mit dem Leben davonzukommen. Natürlich war meine Bühnenlaufbahn zu Ende, und ich bejamm mich nicht lange, meine Reiterkünste praktisch zu verwerten. Nach einem halben Jahre war ich erster Schulreiter eines Zirkus, verlobte mich mit der Tochter des Direktors und wurde bei der Hochzeit feierlich an Stelle ihres Vaters zum Direktor ernannt.“

„Sie waren abermals verheiratet?“

„Allerdings?“ entgegnete er.

„Ich, glaubte, Sie hätten Hedwig wirklich geliebt.“

Ein Schatten flog über sein Gesicht. „Das habe ich auch,“ gab er fest und bestimmt zur Antwort, „und selbst in jenen Tagen, als ich an ihrer Seite die Stadt und mein armes Weib verließ, liebte ich sie noch über alles; aber was wollen Sie? Hedwig war tot, und es war natürlich, Cäcilie Feld zu ehelichen. Sie starb fünf Monate nach der Hochzeit infolge eines Sturzes mit dem Pferde.“

„Armer Mann, nun standen Sie abermals verlassen und ohne Gattin da! Sie haben doch so rasch wie möglich ein drittes Mal gefreit?“

„Nein,“ gab der Direktor finster zurück, „ich meinte, das Schicksal habe mir gezeigt, daß Eheglück für mich nicht vorhanden ist, und so blieb ich allein, bis ich Gretchen, unser Kind, durch Zufall wieder fand.“

„Sie war bei einer Mamsell Reihardt?“

„Ja, eine treue Seele, die Hedwig in jeder Lebenslage beistand. Indes, Durchlaucht, wir kommen von unserem ursprünglichen Thema ab. Welches ist der Grund Ihres Herkommens? Das letzte Mal schwur ich mir, Sie nie wiederzusehen, und es liegt nicht an mir, daß der Schwur gebrochen wurde.“

„Ja doch, bester Freund, ich suchte Sie ja auf, das weiß ich ja, und zwar aus dem einfachen Grunde, um mir dies kleine Mädchen auszubitten. Ich bin kinderlos und leide in meinem Leben schwer, schwer an dem Mangel einer edlen Mutterpflicht.“

Die Zornesader schwoh auf der Stirn des Kunstreiters.

„Habe ich Sie recht verstanden, Frau Fürstin?“ fragte er dumpf grollend. „Sie wollten mein Gretchen mitnehmen?“

„Ja, gewiß, und zwar um sie wie mein eigenes Kind zu halten. Ich brauche sie für meine Pläne, denn ich will mich mit meinem Gemahl versöhnen, und da er Ihre verstorbene erste Frau liebte, so wird es mir besser gelingen, wenn ich Ihre Töchterchen bei mir habe. Gretchen soll Prinzessin Vermanoff werden. Mein verführter Gatte wird sie in seinem Edelmut adoptieren.“

„Und Sie meinen, ich würde mich von Gretchen trennen?“

„Weshalb denn nicht? Sie soll es sehr gut bei mir haben.“

„Nimmermehr,“ brauste Morand zornig auf, „und wenn es mein Tod wäre! Ich würde Ihnen

nicht einen Hund, geschweige mein einzig geliebtes Kind anvertrauen.

„Gernach, Herr Morand! Wie können Sie ein so schmähtliches Wort gebrauchen.“

„Weil ich aufs Neue den Ausbruch Ihres Verfolgungswahns fürchte und Sie mein armes Kind dann umbringen könnten.“

Sie lachte trotzig auf, dann wandte sie sich zur Tür, nahm Gretchens Hand und versuchte, sie mit sich zu ziehen.

„Komm mit mir, liebes Kind, ich will Dir alles geben, was Du Dir nur wünschen magst. Komm mit, wir reisen noch heute ab.“

Aber Gretchen machte sich hastig von ihr los und rannte zu ihrem Vater, der seine Arme schützend um sie schlang.

„Geh fort, Du böse Frau, ich bleibe beim Papa und will nichts von Dir wissen.“

„Haha! Schon gut, mein Kind, Du wirst noch an diese Stunde denken, denn zu mir mußt Du unter allen Umständen kommen! Wo ist — der Dolch, Herr Morand?“

Der Direktor zuckte zusammen und entfärbte sich jählings. „Lassen Sie mich allein, Durchdolche, ich weiß nichts von einem Damascenerdolche.“

„Er sieht doch an! Wer hat Ihnen denn gesagt, daß es ein Damascenerdolch sei? Daß Graf Freienberg einen ganz enormen Preis darauf setzt, die Waffe wiederzuerlangen, wußten Sie wohl nicht?“

„Ich muß leider von meinem Rechte als Hausherr Gebrauch machen.“ unterbrach Morand eifrig die Dame, „und Sie bitten, dies Zimmer zu verlassen, widrigenfalls ich mich gezwungen sehen würde —“

Die Fürstin hob stolz das schöne Haupt in die Höhe. „Ich gehe,“ sagte sie in schneidendem Tone, „aber bitten Sie sich vor meiner Kugel!“

Sie rannte zum Zimmer hinaus und bestieg den bereitstehenden Wagen.

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Frauen.

Erzählung von H. Wahlensberg.

Deutsch von F. Helmig.

Rechtlich verboten.

Es war ein wunderschöner Maitag. Die Sonne schien so warm, daß die Arbeiter auf dem Felde ihre Kittel abwarfen und in ihren rottartigen gestrickten Jacken arbeiteten.

Oben auf der Anhöhe, von welcher man das nahe Meer erblicken konnte, lag das Wohnhaus des Eisenwerksbesitzers Lindenberg, das mit seinen weißen Mauern und seinen im Sonnenlicht glänzenden Spiegelscheiben einen beinahe schloßartigen Eindruck machte. Die dazu gehörigen Wirtschaftsgebäude und der Garten waren vorzüglich gehalten. Obgleich es noch so früh im Jahre war, waren die Fliederhecken schon beschnitten, das Staket neu gestrichen, das trockene Laub entfernt und die Rasenplätze gepflegt und frisch geharkt.

Aber auch im Hause war es hübsch und fein. Als Frau Lindenberg in das Speisezimmer trat, um zu sehen, ob auf der festlich gedeckten Tafel für ihr Diner noch etwas fehlte, war das große Gemach förmlich mit Sonnenschein überflutet. Der Bronzekronleuchter und die Kandelaber glänzten und ein breiter Sonnenstrahl fiel auf das schneeweiße Tischtuch und warf bunte Reflexbilder in die Kristallgläser.

Durch den hübschen Anblick erfreut, ging sie hin und öffnete die Glastür nach der Veranda, indem sie überlegte, ob es wohl so warm wäre, daß sie nach dem Mittagessen draußen sitzen könnten.

Sie blieb einige Minuten in der Veranda stehen und sah sich um. Sie sah sehr anmutig aus in ihrem leichten Kleide von schwarzer Grenadine, durch welche der weiße Hals hindurchschimmerte.

Die großen hellen Augen unter den aristokratischen schmerzlichen Lidern, das krause, hellblonde Haar und die blasser Farbe bildeten im Verein mit den weichen, unbefinnlichen Zügen ein anmutiges Ganzes. Sie hatte ein sehr vornehmes Wesen trotz ihres anspruchslosen Auftretens. Helene Lindenberg war eine geborene Prinzessin Allersbad.

Der Gedankengang der jungen Frau wurde durch das Zuversen der Kontorlür gestört und sie sah ihren Mann über den Hof kommen.

„Alfred!“ rief sie, sich über die Ballustrade beugend, „wilst Du nicht das Arrangement des Tisches ansehen?“

Er wandte ihr sein gebräuntetes, intelligentes Gesicht zu und runzelte die dunklen Brauen.

„Man sollte glauben, Du hättest noch nie ein Diner gegeben,“ sagte er. „Soll ich mich um alles kümmern?“

„Ach ja, Schatz, tue es. Komm her, dann bist Du nett!“

„Ich habe keine Zeit.“

Ohne weitere Worte zu verlieren, ging er zu einigen Arbeitern, welche die Rabatten am Hause umgraben. Es lag Energie und Willensstärke in seiner schneigen, hohen Gestalt, in seinem männlich schönen, energischen Gesicht.

Helene ging ins Speisezimmer zurück, ohne daß die abweisende Antwort einen besonderen Eindruck auf sie gemacht zu haben schien. Sie fing an, die kleinen Karten mit den Namen der Gäste auf dem Tisch herumzulegen, wobei sie bei jedem Platz erst einen Augenblick sinnend stehen blieb. Dann und wann blickte sie erwartend nach der Wohnstube hin.

Alfred kam noch, das wußte sie. Er konnte ihr wohl einmal eine unfreundliche Antwort geben, er konnte „nein“ sagen, wenn sie ihn um etwas bat, aber es war selten, daß er ihren Wunsch nicht doch erfüllte und sie dann mit einer Liebstzung, oder, indem er ihr eine Aufmerksamkeit erwies, um Verzeihung bat. Wenn er nur Zeit hatte, sich die Sache zu überlegen, brachte er es nicht über das Herz, sie zu betrüben. Sie sagte nie etwas, wenn sie sich verletzt fühlte, und verminderte aus diesem Grunde nie ihre Freundlichkeit gegen ihn, aber das Ritterliche in seiner Natur fühlte sich gerührt, wenn sie in der Stille litt, und dieses stumme Dulden übte eine viel stärkere Wirkung auf ihn aus, als Worte und Bitten. Auf diese Weise festelte sie ihn fester, als sie durch anspruchsvolle Forderungen und Ueberredung zu tun vermocht hätte. Sie waren unzertrennlich wie Eheleute es nur sein können. Er erriet ihre Wünsche, hatte keine Geheimnisse vor ihr und konnte sich keinen Tag von Hause losreißen, ohne daß sie ihn begleitete.

Es währte lange, bis der Erwartete sich sehen ließ.

„Nun, ist alles fertig?“ fragte er und trat an den Tisch.

Er las die Karten. Das Arrangement war natürlich vollständig verkehrt. Wo hatte sie nur ihre Gedanken gehab! Und die Burgundergläser standen auf dem Tische. Sie sollten ja mit dem Burgunder gefüllt auf einer Platte herungereicht werden. Das hatte er ja heute morgen gesagt.

„Ach ja, das ist wahr,“ sagte Helene in betäubtem Tone.

„Das nächste Mal werde ich es dem Diener sagen. Er vergißt es nicht.“

„Aber Alfred,“ antwortete Helene sanft, „ich bemühe mich ja immer, Deine Wünsche zu erfüllen.“

Er antwortete nicht, sondern ging in sein Zimmer.

Helene klingelte, erteilte dem Diener die nötigen Befehle und legte selbst Hand an, damit alles in Ordnung kam.

Als er nach einer Weile wieder in den Speisesaal trat, nachdem er sich angekleidet hatte, war er ein ganz anderer Mensch. Er stellte sich hinter Helene, als sie die Portiere in der Tür nach dem Wohnzimmer ordnete, und streichelte liebevoll ihr Haar.

„Sind wir wieder eine vergnügte kleine Frau?“ fragte er.

„Du verdienst gar nicht, daß ich mich wieder um Dich kümmerge,“ antwortete sie lächelnd. „Aber weißt Du, ich glaube, Mathilde Höfen hat recht, wenn sie sagt, es wäre besser für Dich, wenn ich Dir ordentlich böse sein könnte.“

„Versuche es doch mal.“

Sein Lachen und seine Miene waren so neckisch und überlegen, daß Helene einen leisen Seufzer ausstieß. Sie wußten beide nur zu gut, daß sie ihm nicht zürnen konnte.

Er verwischte jedoch die Erinnerung an seinen Uebermut mit einem warmen Kusse. Sie wollte ihn im Grunde auch gar nicht anders haben als er war.

Um fünf Uhr kamen die ersten Gäste an. Und nun nahm das Diner seinen Lauf und alles klappte vorzüglich. Das Essen und die Weine waren ausgeführt gut, die Bedienung exakt, die Unterhaltung lebhaft.

Beim Dessert flüsterte Frau Lindenberg dem Stubenmädchen einige Worte zu.

Jetzt konnten die Kinder die Gäste begrüßen.

Einen Augenblick später kam das Kindermädchen Lina mit der kleinen Mia herein. Das kleine Mädchen war allerliebste in seinem weißen Kleide mit den bloßen Armen und dem blonden Haar, welches in Locken auf ihren weißen Hals fiel.

„Wo ist Erich?“ fragte der Hausherr.

„Er lief vor einem Augenblick hinaus und ließ sich natürlich von mir nicht halten. Er wird aber bald wiederkommen, er weiß ja, daß es Kuchen gibt,“ sagte Lina, die sich eine freie Sprache erlauben durfte, weil sie seit vielen Jahren in der Familie war.

„Also ist er ohne Erlaubnis fortgelaufen! Daß für werde ich nachher mal mit ihm sprechen.“ Endlich erhob sich die Gesellschaft und ging wieder in den Salon. Frau Lindenberg fand, daß es in der Veranda doch schon zu kühl sei.

Mia kam mit herein. Sie ließ sich von den Herren auf den Knien schaukeln und belustigte die ganze Gesellschaft durch ihre Possen, so daß man vollständig vergaß, daß ihr Bruder sich noch immer nicht gezeigt hatte. Nur seine Mutter lauschte hin und wieder, ob er noch nicht zu hören sei.

Aber plötzlich, als auch sie in der allgemeinen Munterkeit seiner vergessen hatte, — stand eine sonderbare, kleine Gestalt in der Tür. Sie hatte eine große Bauernmütze auf, die ihr bis über die Augen herabfiel, hielt einen Stock in der Hand und trug eine große, schwarzlederne Tasche über der Schulter.

„Hier kommt der Postbote!“ sagte er mit einer so tiefen Bassstimme, wie sie ein sechsjähriges Kind hervorzubringen vermag. Damit ging er ins Zimmer hinein.

Das Gelächter wurde allgemein, denn der Kleine kopierte den Postboten wirklich ganz vorzüglich.

Der Hausherr war gerade in eine Unterhaltung vertieft und merkte nichts von dem ganzen Auftritte. Als aber die Munterkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, wandte er sich um und erkannte in der komischen, kleinen Gestalt seinen Sohn. Eine Wolke flog über sein Antlitz.

„Was soll das bedeuten?“ sagte er. „Wo hast Du die Posttasche her?“

Erich schob die Mütze aus seinem erröthenden Gesichtchen und sah so erschrocken aus, als wäre die Situation gar nicht so lustig, wie es zuerst den Anschein gehabt hatte.

„Ich war auf der Landstraße,“ begann er unsicher.

„Ohne Erlaubnis? Weißt Du nicht, daß Du nicht ohne Erlaubnis vom Hofe gehen sollst?“

„Ich wollte nur zusehen, ob die Krähen wieder auf die frühe Saat gekommen wären, nachdem Du heute morgen auf sie geschossen hast.“

„Na, aber die Tasche hat doch wohl nichts mit den Krähen zu tun. Komm her. Wo hast Du sie her, frage ich.“

„Ja sieh, dann kam der Postbote.“
 „Gab er Dir die Tasche?“
 „Ne—in, aber —“
 „Wie kamst Du denn dazu?“
 „Ich sagte, er sollte mich mal zusehen lassen, ob die Tasche schwer wäre!“
 „Da gab er sie Dir?“
 „Ja.“

Erich schlug die Augen nieder.
 „Und da liefst Du damit fort?“
 „Ja.“
 In demselben Augenblicke klatschte eine Ohrfeige auf seine Wange.
 „Laß Dir das eine gute Lehre sein, daß die Posttasche kein Spielzeug ist, und daß man vor ersten Dingen Respekt haben soll. Herein mit Dir in die Kinderstube und laß Dich nicht wieder blicken, sonst gibt es mehr.“

Mit der großen Mühe auf einem Ohr und dem Stock in der Hand verschwand der Kleine im Hausflur, und man hörte ihn noch weinen, als er schon hinten im Korridor war.

Im Salon trat eine verstimmte Pause ein, und das Schweigen wurde zuerst von Lindenberg selbst unterbrochen.

„Es ist sehr unangenehm, sich in der Gegenwart von Gästen mit Kindererziehung beschäftigen zu müssen.“ — sagte er entschuldigend, „aber derartige Dinge muß man nicht aufschreiben! — Hum! — Wollen Sie mich gütigst einen Augenblick beurlauben, — ich erwarte Nachricht mit der Post.“

Damit nahm er die Tasche und ging in sein Zimmer.

Nach als er gegangen war, blieb eine gedrückte Stimmung zurück. Die Herren, welche sich nicht vor der Abendfrühe fürchteten, gingen auf die Veranda hinaus und rauchten. Helene führte ein junges Mädchen ans Klavier und bat sie, der Gesellschaft etwas vorzuspielen.

Als der Gesang zu Ende war, war Lindenberg wieder eingetreten.

„Ich habe einen interessanten Brief bekommen,“ sagte er, indem er sich zuerst an Helene und dann an die übrige Gesellschaft wandte, um dadurch zu zeigen, daß alle an dem Inhalte teilnehmen könnten. — „Was würdest Du dazu sagen, Helene, wenn Du eine Pensionärin bestämst, eine junge Dame, die Dir im Haushalte behilflich wäre?“

Helene stieß einen Ausruf des Erstaunens aus und ihr Mann öffnete gerade seinen Brief, um einen Teil desselben vorzulesen, als an die Tür geklopft wurde.

„Herein!“ rief Lindenberg. Die Tür öffnete sich und auf der Schwelle stand wieder der kleine, falsche Postbote. Dieses Mal verbarg keine Wütze das hübsche Kindergesicht, welches noch die Spuren des ausgestandenen Schreckens zeigte.

„Was soll das bedeuten!“ rief sein Vater mit gerunzelter Stirn. — „Weißt Du nicht mehr, was ich Dir versprochen habe, wenn Du wiederkäme?“

„Ich wollte Dir nur gern etwas sagen.“
 „Das gehört nicht zur Sache! Weißt Du noch, was ich Dir versprochen habe?“

„Ja.“ ertönte es ganz leise.
 „Und trotzdem wagst Du, herein zu kommen? Du weißt, daß ich halte, was ich verspreche, nicht wahr?“

„Ja.“
 „Komm' her.“
 Man sah ihm an, daß nicht auf Gnade zu hoffen

war. Er war zornig, aber seine dicht zusammengepreßten Lippen sprachen von rücksichtsloser Härte. Er tat, als bemerkte er nicht, daß Helene aufgesprungen war, um Fürbitte für den Kleinen einzulegen. Vielleicht verfolgte er auch noch einen anderen Zweck, denn in seinen Augen glänzte etwas wie ein Wunsch, zu prüfen, wie weit der Mut des Knaben ging.

Erich näherte sich langsam, rot bis an die Haarwurzeln und mit dem Ausdruck der Angst in seinem hübschen Gesicht.

Sobald er im Bereiche seines Vaters war, brannte der zweite Backenstreich auf seiner Wange, aber er wich dennoch nicht zurück. Er stand sicher und fest auf seinen kleinen Beinen, blinzelte nur etwas, um sich die Augen klar zu machen, und biß sich auf die Lippen, damit sie nicht zittern sollten.
 „Papa! Darf ich es jetzt sagen?“ sagte er.

„Na ja, heraus damit.“
 „Ich wollte Dir nur sagen, daß so viele Krähen auf dem Aker sind. Wenn Du nicht dazwischen schiebst, haben sie morgen alle Erbsen aufgefressen.“

Um das zu sagen, hatte er sich also zum Märtyrer gemacht. Es war eine höchst wichtige Mittheilung, die er zu machen hatte, und er opferte lieber sich selbst, als die Sache.

daß es eine Art Reinigungsprozeß für sie wäre, wenn sie sich einige Zeit bei uns aufhielte, ehe er sie seiner Familie vorstellte.“

„Was ist sie denn?“ fragten die Damen neugierig.

„Nach Lönnroths Brief ist sie ein reizendes, hübsches, gewandtes Mädchen. Er scheint bis über die Ohren in sie verliebt zu sein.“

„Aber wie heißt sie? Was ist ihr Vater?“
 „Sie heißt Tony Berg und ihr Vater ist Agent.“

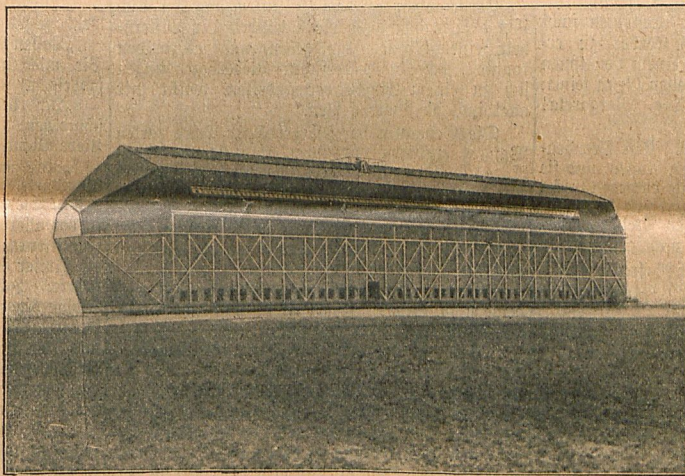
„Ach, die ist es!“
 Dieser Ausruf kam von der jungen Frau Höfen, deren Lippen ein boshaftes Lächeln umspielte. Auch ihr Mann und ihr Schwager lächelten. Dem Anseheine nach kannten alle drei das junge Mädchen.

Jetzt fragten die übrigen, was sie von ihr wußten.

Die Dame hatte mit Tony Berg zusammen die Schule besucht. Damals war sie nach dem Bericht der Frau Höfen so unordentlich und unfauber gewesen, daß sie deshalb von den Lehrerinnen beständig getadelt war. Den Jungen war sie natürlich auch nachgelaufen. Gott mochte wissen, wie es in ihrem Elternhause ausgesehen hatte. Ihr Vater war stets auf Reisen gewesen und ihre Mutter

hatte noch heute einen Mittagstisch für Herren. Es war ja möglich, daß die Mutter eine ganz achtungswerte Frau war, aber um ihre Kinder hatte sie sich nicht viel gekümmert, so viel war gewiß. Wie es Fräulein Berg nach der Schulzeit ergangen war, wußte sie nicht genau. Sie wußte nur, daß sie in drei verschiedenen Kantons Stellung gehabt und vier- bis fünfmal heimlich verlobt war.

(Fortsetzung folgt.)



Die neue drehbare Luftschiffhalle von Siemens-Schuckert zu Biesdorf bei Berlin, von wo aus der neue Zentballon (gebaut von Kreuze, Diegus, Krogh, Voucard u. a.) seine Probefahrten unternimmt.

Die junge Generalin.

Von Carl Muusmann.
 Deutsch von Bernhard Mann.
 (Nachdruck verboten.)

Hell und klar scheint die Sommer Sonne von dem strahlenden blauen Himmel auf den gelben sandigen Strand des nordspanischen Badesorts. Ein eleganter Herr

geht die Treppe hinab, die von dem vornehmen Hotel nach der Küste führt. Mitten auf der Treppe trifft er eine Dame. Sie ist kaum mehr als zwanzig Jahre alt, und sie sieht noch jünger aus. Ihre hohe Gestalt umschließt ein einfaches, engsitzendes Kleid, dessen dunkler Stoff die jugendliche jungfräuliche Schlantheit noch weiter hebt. In ihrem blauen zarten Antlitz, das die südliche Sonne leicht gebräunt hat, leuchten ein Paar tiefer stahlblauer Augen mit träumerischem Ausdruck.

Der Herr tritt einen Schritt zur Seite. Er greift unwillkürlich nach seinem Hut, als wolle er grüßen. Die Hand hält indessen auf halbem Wege inne. Die Augen der zwei sich Begegnenden streifen sich. Der Herr läßt die Hand sinken, und die Dame geht vorbei, während sie den Kopf beugt. Ihre dunkle Erscheinung bleibt lange in der Menge der vielfarbigen Badestühle sichtbar, die den Strand beleben. Der Herr starrt ihr schweigend nach, während sie in einem Strandkorb verschwindet. Dann scheint er plötzlich einen Entschluß gefaßt zu haben. In einigen wenigen Säken stürzt er die Treppe hinauf geradenwegs in das Vestibul des eleganten Badehotels, wo er den Portier schnell fragt: „Wer ist die Dame, die soeben nach dem Strand hinunter ging?“

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Das ist die Frau General Gomez,“ antwortete der Portier geschäftsmäßig.

„Die Frau General Gomez! Sollte sie wirklich mit einem General verheiratet sein? Kaum denkbar.“

„Es scheint aber doch so, obgleich die Dame ja reichlich jung ist. Sie können sich selbst im Fremdenbuch überzeugen. Bitte hier — Nummer 77.“

Der Herr greift schnell nach dem Buch. Nichtig hier steht Nr. 77 — Generalin Margareta Gomez, Madrid.

Langsam steigt der Herr wieder die Treppe nieder, während er seinen Blick über den Strand schweifen läßt. Die dunkleren, steilen Felsen mit den Forts auf der Spitze bilden einen dunklen, verwirkelten Rahmen um das lächelnde Idyll. In hellen, dicht anschließenden Badekabinen, die in allen Regenbogenfarben schillern, werden die Frauen von barfüßigen, sonnenverbrannten bis-fahigen Fischern ins Meer hinausgetragen. Draußen am Tau herrscht jedesmal, wenn eine große Woge herangebraust kommt, Jubel und lautes Lachen, und alle bemühen sich, ihrem Un-prall Widerstand zu leisten. Am Strande spielen Knaben und Mädchen barfuß und hochaufgeschürzt und bauen Wälle und Festungen, die bald wieder ein Opfer der Flut werden.

Die Augen des Herrn suchen lange, ohne zu finden. Schließlich faßt er einen Entschluß. Er geht an den Strand hinunter. Verstoßen sucht sein Blick die Besitzerin jedes Korbes zu er-gründen. Plötzlich bleibt er vor einem von ihnen stehen, reißt mit einem zeremoniellen Gruß seinen Hut ab und jagt: „Guten Tag, Margareta! Kennst Du mich wieder?“

Die dunkle Dame erhebt sich. Ein Freuden-strahl durchzuckt ihre träumerischen Augen, und sie sagt, während sie ihm die Hand entgegenstreckt: „Ja, Paul! Ich kenne Dich wieder, und ich kannte Dich gleich, als wir uns auf der Treppe trafen. Es tat mir wehe, daß Du mich nicht grüßtest.“

„Darüber wunderst Du Dich?“ fragte er. „Ja, darüber wundere ich mich — wundere ich mich sogar in hohem Grade.“

„Wirklich! Und doch sollte ich Dich nach dem Geschehen als eine Fremde betrachten.“

„Und was ist geschehen?“

„Was geschehen ist? Ich muß gestehen, Margareta, daß die Reihe des Erstaunens jetzt an mir ist. Ich habe Dich seit unserer Jugend geliebt und angebetet. Ich habe, als wir ganz klein waren, hier am Strand mit Dir gespielt. Ich bin Dein Ritter gewesen und habe Dir eine Burg im Sande gebaut, während Du mir ebenso betwundernd zuschauest wie die kleinen Mädchen drüben, die den frischen Zungen eifrig bei ihrer Arbeit helfen. Ewige Treue haben wir uns im gegenseitigen kind-lichen Vertrauen geschworen. Ich küßte Dich, die Jungfrau, als ich, um das Glück zu suchen, in die Welt hinausging. Du verprachst mir, daß Du mir allein angehören willst.“

Und jetzt wo ich heimkehre, nachdem ich mit Deinem Bilde als mich nie verlassendes Amulett

das Glück aufgesucht habe, finde ich Dich als das Eigentum eines anderen vor.“

„Paul, ich muß Dir erklären, wie . . .“

„Was willst Du mir erklären? Hättest Du Dich mit einem jungen, städtischen Mann, einem Mann verheiratet, der alle betörenden Eigenschaften des Jünglings besitzt, so hätte ich ihn vor Eiferjucht vielleicht getödtet. Immerhin hätte ich Dir, dem Weibe, vergeben können. Daß Du Dich aber einem alten, verdorrten Greise in die Arme warfst, den Deine frische Jugend reizte . . .“

„Ich verbiete es Dir, so von dem Manne zu sprechen, der . . .“

„Du verbietest es mir, so zu sprechen. Nun gut, ich werde Dich bald von meiner Gegenwart befreien, und Du wirst mich nie wiedersehen. Jetzt, während wir allein sind, muß ich mich aber aus-sprechen. Der Augenblick ist günstig. Wer weiß, ob er je wieder kommt. Ich erinnere mich sehr wohl Deines alten Oheims, des Generals Gomez. Ich erinnere mich sehr wohl des alten, weiß-haarigen Mannes, dessen Augen immer auf Dir ruhten und jeder Deiner Bewegungen folgten. Ich glaube, daß er Dir ein väterlicher Freund sei, und ich glaube, daß die Liebsjungen, mit denen er Dich überschüttete, der Bärtlichkeit eines warmen Herzens ohne erotischen Beigeschmack entsprängen.“

Ich schäutere bei dem Gedanken, daß Du Dich ihm opfern, daß du deine Schönheit der Lustern-heit eines Greises preisgeben und es dulden konntest, daß die väterlichen Liebesbezeugungen sich zu einem Etwas verwandelten, wofür mir allerdings die Worte fehlen.“

Die Generalin hat sich erhoben. Ihre garten Wangen erglühn vor Zorn, ihre tiefen, blauen Augen leuchten und während sie mit dem Fuß auf den Boden stampft, ruft sie aus: „Ich verbiete es Ihnen, so von dem Manne zu sprechen, der vor Gott mein rechtmäßiger Gatte und Beschützer war. Gehen Sie! Man fängt bereits an, auf uns auf-merksam zu werden.“

„Er war Ihr rechtmäßiger Gatte? Ist er es denn nicht mehr?“ fragte Paul leise und innig. „Er ist also tot, oder sind Sie . . .?“

„Nein, ich habe ihn bis zuletzt treu angehört. Er starb aber als Held an den Wunden, die er sich im Kampf für das Vaterland zugezogen hat.“

Paul lästet seinen Hut und sagt: „Ich bedauere aufrichtig, daß ich in meiner grenzenlosen Eifer-jucht und Enttäuschung in dieser Weise von einem Toten sprechen konnte. Ich bitte Sie, mir zu ver-geben, wenn ich sein Andenken kränkte. — Ihnen kann ich, obgleich Sie jetzt frei sind, es aber nicht verzeihen, daß Sie unsere junge Liebe der Aussicht auf Rang, Ansehen und Würde opferten.“

„Paul, ich verbiete es Ihnen, so weiter zu mir zu sprechen. Wenn Sie jetzt ruhig sein wollen, will ich Ihnen alles erklären. Sie verdienen es zwar nicht. Denn durch Ihr Vertrauen haben Sie jedes Recht darauf verherzt. Ich tue es aber, weil ich es mir selbst schuldig bin, mich zu rech-tigerten.“

Paul verbeugt sich und nimmt neben der Generalin im Strandkorb Platz. Unten am Strande sind die Kinder jetzt wieder mit ihrem Festungsbau beschäftigt, und die badenden Damen lassen die eine Woge nach der anderen über ihren Köpfen zusammenschlagen. Niemand beachtet die beiden, die still nebeneinander im Schatten des Strandkorbes dastehen. Das Drama, das man einen Augenblick erwartete, hat sich nicht voll-zogen. Zurückgeblieben ist ein Paar von der Art, wie man sie an der nordspanischen Küste in jedem zweiten Strandkorb trifft, zwei Juchtauben in einem Schlag.

Die Generalin spricht leise und schnell, während Pauls Augen nicht von ihr weichen.

„Sie wissen, daß es mein höchster Wunsch war, Künstlerin zu werden. Ich besuchte das Kon-servatorium in Madrid, und ich hatte es in meinen Studien schon recht weit gebracht. — Da brach der spanisch-amerikanische Krieg aus. Die großen Plantagen meiner Familie auf Kuba wurden ver-wüstet, und die Haushälterinnen stellten ihre Zahlungen ein. Ueberall war Not und Elend. Onkel Gomez allein stand mir zur Seite. Er stellte mir den dritten Teil seines Gehalts zur Verfügung und ermöglichte mir dadurch die Fortsetzung meiner Studien.“

„Das klingt ja sehr hübsch. Es fragt sich nur, welche Beweggründe ihn leiteten.“

„Lassen Sie mich aussprechen und unterbrechen Sie mich nicht. Sonst zwingen Sie mich, zu schweigen.“

„Ich bitte Sie, meine Erregtheit zu ent-schuldigen. Sie wissen, daß meine enttäuschte Liebe allein die Schuld daran trägt.“

„Nur aus Rücksicht auf sie verzeihe ich Ihnen die Worte, die Sie sicher bald bereuen werden. — Hören Sie mich jetzt weiter: Eines Tages, gerade in der allerjünglichsten Zeit, wurde ich vor einen Familienrat geladen. Man teilte mir mit, daß ein Freier sich gemeldet habe, der meine Hand be-gähre. Ich antwortete, daß ich gebunden sei. Meine Angehörigen stürmten auf mich ein. Man fragte mich, was ich von Ihnen zu erwarten habe, und ob Sie geschrieben hätten. Mit nieder-geschlagenen Augen mußte ich es verneinen, ja so-gar gestehen, daß ich nicht einmal Ihren Ausen-thaltsort kannte.“

„Ich habe Ihnen aber täglich, ja stündlich ge-schrieben und Sie meiner unveränderten Liebe ver-sichert.“

„Das ist richtig. Dies erfuhr ich aber erst weit später. Die lieben Verwandten haben Ihre sämt-lichen Briefe an mich unterschlagen.“

„Die Schurken! Deshalb erhielt ich von Ihnen auch keine Nachricht, kein Lebenszeichen, während ich draußen vor Sehnsucht nach einem einzigen Wort von Ihnen förmlich verjähmerte.“

„Armer Paul! Als ich schließlich hinter den Verrat kam, war es zu spät. Deine Briefe hatten aufgehört, und ich wußte nicht, wo Du Dich auf-hielst.“

Wilhelm Paulus,
Markneukirchen i. S. No. 568
Anerkannt vorzüglich
Musikinstrumente
jeder Art zu billigsten Preisen
Illustr.-Katalog gratis

Lyra-Fahrräder sind die besten u. die billigsten.
Prachtkatalog (320 S. st. stark) umsonst u. portofrei.
Lyra-Fahrrad-Werke Herm. Klaassen, Prenzlau. Postfach Nr. F. 148

Blitzsauber
ist ein jedes Gesicht ohne Hautunreinigkeiten und Haut-ausschläge, wie Mitesser, Pusteln, Finnen, Hautröte, Blüthen usw. Daher gebrauchen sie nur die allein echte
Steckenpferd-Teerschwefel-Seife
v. Bergmann & Co., Radebeul. à St. 50 Pfg. Überall zu haben.

Anzeigen haben in diesem Blatte die weiteste Verbreitung.
Betten und Federn sind Vertrauenssache!! Hoch-sein rot, dicht Daunenspäber, 1 1/2-schlafartig groß, Ober- und Unterbett und 2 Kissen mit 17 Pfund neuen, reinen, weißen Federn gefüllt, das Bett 27,50, 30, —, 38, —, 42, — bis 96, — M. Verschieden, garantiert rein, das Pfund 60 und 80 Pfg., 1, — und 1,25 M., Saltdaunen, das Pfund 1,75, 2, —, 2,50 M., weiße Gänsefedern, das Pfund 3, — und 3,50 M., Daunen, das Pfund 3,70, 4,50, 5,50 und 6, — M. Nichtgefallend Geld zurück. Katalog frei. Kein Risiko für Käufer. **Hans Hoffmann,** Seiffischer Betten-Versand mit elektrischem Betrieb, Meisungen P. 60.

ANZEIGEN
haben in diesem Blatt weite Verbreitung

10 neue, zweifachläufige rote Betten,
je Oberbett, Unterbett und 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Halbdaunen gefüllt à Gebett 34,50. Katalog versenden gratis **Bitter & Co.,** Bettenfabrik, Jena 60, Saalstraße 21.

Umsonst 1 Fahrrad
Pracht-Katalog erhält franko jeder Interessent. **Halbrenner** von M. 36,00 an. **Starke Tourenräder,** Renner, Damenräder m. Gemmi M. 46,50, M. 52,50, M. 60,00. **5 Jahre Garantie.** Liefe-rung ab Fabrik. Laufmätel M. 2,20. Luftschläuche M. 1,86. Größte Auswahl in sämtl. Rad-fahrer-Bedarfsartikeln, Uhren, Waffen, Nähmaschinen, Kinder-wagen, Haushaltungsartikeln.

Nur die echte Dr. Schöpfer's
Kienfong-Essenz
Destillat à Dtz. M. 2,50 (bei 30 Fl. M. 6 kostenfrei). **Chemische Fabrik G. Keibel, Abt. 11, Berlin N. 37.**
Clichés in Autotypie und Stroh-litungslopfert schnellstens und billigst
Wilhelm Greve, Berlin SW

Merkur-Fahrrad-Industrie
Stettin. Postfach 2

„Und ich glaubte, daß Du mich vergessen hättest, und daß Du nichts mehr von mir wissen wolltest. Aber trotzdem, Margareta, verfehe ich nicht...“

„Daß ich mich verheiraten konnte.“
„Ja — wie war es nur möglich?“

„Höre mich weiter an. Ich widersetzte mich dem Wunsch meiner Familie und wies den reichen Freier ab. Ich schrieb an meinen Deim Gomez, und er antwortete, daß ich dem Drang meines Herzens folgen solle und daß er es, solange er lebe, nicht dulden würde, daß man mich gegen meinen Willen zu einer Ehe zwingt.“

Da glitt ein bitteres Lächeln über Pauls Antlitz, und nur mit Gewalt hielt er einen Zornesausbruch zurück.

Margareta fuhr fort: „Dann kam vom Kriegsschauplatz die fürchterliche Nachricht, daß der Oheim lebensgefährlich verwundet sei.“

„Lebensgefährlich verwundet!“
„Sal!“

Mit großer Mühe gelang es, den Schwerverwundeten nach Spanien und schließlich ins Garnisonlazarett nach Madrid zu bringen. Ich pflegte ihn Tag und Nacht. Ich war in den letzten Stunden seine einzige Freude, und seine halbgebrochene Augen suchten mich überall am Krankenlager. — So verging eine lange, traurige Woche.

Als er bemerkte, daß seine letzte Stunde gekommen war, rief er mich an sein Bett und legte seine fürchterlich abgemagerte Hand auf meinen Arm. Dann sagte er: „Liebe Margareta! Jetzt ist es vorbei. Ich habe ausgefrüht. Ich danke Dir für alles, was Du für mich gewesen bist. Du warst die Sonne hier in meiner traurigen Umgebung. Ich beklage mich nicht. Der Herr wird mir ein gnädiger Richter sein, denn ich habe immer meine Pflicht getan.“

Ich bin aber Deinetwegen besorgt, Margareta. Was soll aus Dir werden, wenn ich nicht mehr bin. Deine Familie wird Dir schon helfen; sie wird aber zur Bedingung machen, daß Du den Mann heiratest, den sie für Dich bestimmt hat.

Ich wünschte von Herzen, daß Du Deiner Kunst und Deiner Liebe treu bleibst.“

Ich bißte mich nieder und küßte ihm die in Schweiß gebadete, gefurchte Stirn.

„Hab' Dank, Margareta,“ sagte er, als ich mit meinem Tuch behutsam die Schweißtropfen trocknete. Dann fuhr er fort: „Ich habe an alles dies gedacht, und ich glaube einen Ausweg gefunden zu haben. Gehe zum Vater und bitte ihn, sobald wie möglich zu kommen.“

Ich verstand ihn nicht ganz. Ich glaubte, daß das Fieber seinen Geist unmachtet habe. Trotzdem sandte ich sofort zum Vater, damit er ihn mit den heiligen Sakramenten versehe. Denn es war mir klar, daß mein väterlicher Freund und Beschützer seinem Ende nahe war. — Als der Geistliche kam, war der General sehr schwach, aber noch vollständig klar.

„Sie haben mich mein ganzes Leben gekannt, ehrwürdiger Vater,“ sagte er, „und Sie wissen, daß ich immer meine Pflicht getan habe. Mein Wahlspruch ist gewesen: „Seinem Vaterland schuldet man alles, was man zu leisten vermag.“ Jetzt schuldet das Vaterland es mir, daß es für die einzige sorgt, die ich hier auf Erden lieb habe.“

Trauen Sie mich, würdiger Vater, dem jungen Mädchen dort an, auf daß es, bis die Ablösung kommt, meinen Namen trage, und damit es als meine Witwe die nötige Kraft besitzt um den Kampf für ihre Liebe erfolgreich zu bestehen. Ich weiß, daß es von dem Tage an, wo es meinen Namen ablegt, dem Vaterland nicht weiter zur Last fallen wird. Liegt hierin eine Sünde, ehrwürdiger Vater?“

„Nein, nicht wenn die Gedanken so rein sind wie Ihre,“ antwortete der alte Priester.

Dann wurden Zeugen herbeigerufen, und während ich die steife, kalte Hand des Generals in meiner hielt, vollzog sich die Trauung. Als sie vorüber war, sagte er mit einem schwachen Lächeln: „Küß mich jetzt — meine Braut!“

Ich küßte ihn auf die Stirn, während meine Tränen auf sein Antlitz fielen.

Hübsch

sind alle die eine zarte, weiße Haut, rosiges jugendfrisches Aussehen und ein Gesicht ohne Sommersprossen und Hautunreinigkeiten haben, daher gebrauchen sie nur die allein echte **Steckenpferd - Liliemilch - Seife** von Bergmann & Co., Radebeul, à Et. 50 Pf. Über.zu haben.

Dann nahm er die heiligen Sakramente und hauchte still seinen letzten Atem aus.“

Paul ist vor Margareta auf die Knie gesunken. Er hat ihre Hände ergriffen und küßt sie, während er leidenschaftlich bitter: „Verzeih mir, Margareta, verzeih mir das, was ich gegen Dich getan, und was ich von ihm gesagt habe, der Dich mir so erhalten hat.“

Margareta nimmt Pauls Kopf liebevoll zwischen ihre Hände und küßt ihn, während sie zwischen Tränen lächelnd sagt: „Laß sie unten am Strande nur alle sehen, daß wir uns lieb haben.“ — Und sie sehen es alle, wie die Lippen der beiden sich in einem Kuß treffen, und ein alter Badegast mit dem Monofel im Auge und einer weißen Nelke im Knopfloch wendet sich an einige jüngere Damen und sagt bedeutungsvoll: „Fürwahr, ein erprießlicher, warmer Sommer. Schon wieder eine Verlobung!“

Und die jungen Damen lachen. Sie wünschen und hoffen alle, daß der Sommer sich auch ferner warm halten und auf die Gemüter der Badegäste günstig wirken möge.

Beiteres.

Gastfreudlich. ... Erich, sei doch etwas lebenswürdiger gegen meine Mama; sie meinte heute, ihr Besuch dauere Dir wohl schon zu lange! — „Aber ich bitte Dich, Kind, jedesmal wenn ich ausgehe, sage ich doch zu ihr: „Hoffentlich bist Du noch hier, wenn ich zurückkomme, Mama!““ (H. W.)

Böshart. ... Sie glauben gar nicht, Frau Zuspelkor, wie schlecht mein Mann sieht! Erst heute hat er mich wieder mit unferem neuen Kinder mädchen verwechselt! — „So!... Hat er Ihnen einen Kuß gegeben.“ (H. W.)

Aha! Nachbarin: „Die Mästen sprüht immer von den Sprechstunden ihres verstorbenen Mannes; der war wohl Arzt oder Rechtsanwalt?“ — „I bewachte; im Zuchthaus hat er immer gelesen.“ (Megg.)

Verjüngung. Richter: „Der Gerichtshof hat Ihnen diesmal noch mildernde Umstände zugebilligt und nur auf sechs Monate Gefängnis erkannt!“ Angeklagter (enttäuscht): „Da bist ich mir aber wenigstens die Untersuchungszeit nicht anzurechnen!“ (H. W.)

Unmäßiger Aufenthalt. Gast: „Wieviel Bier hab' ich jetzt, Wirtzel?“ — „Kellnerin: „Drei Maß.“ — Gast: „Wie, erst drei Maß, jetzt um neun Uhr?“ (Enttäuscht zu dem neben ihm sitzenden, sehr geschätzten Fremden): „Sie, jetzt lassen Sie mich aber mit Ihrem Geschwätz in Ruhe, verzeihen Sie!“ (Megg.)

Räffel-Ecke.

Räffel.

Mein Ganzes weht sich mit stillem Verlangen So innig um rosige Mädchen Wangen. Drei Reichen hinweg, und der Phantastie Des Sängers vermähl' ich die Harmonie. Ein Zeiden hinweg noch, und Leben entquillt, Wenn feimend die Kraft mir im Innern schwillt. (H. Kömer.)

Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung des Räffels aus voriger Nummer: Weberschiff.

Geschäftliches.

Unter normalen Futtermitteln versteht man solche, die neben den eigentlichen Nährstoffen (Eiweiß, Fett, Kohlehydrate) auch genügende Mengen von Kieselfosfen und Mineral-salzen enthalten. Diese Eigenschaften besitzen aber nur wenige und vor allem nicht unsere modernen Futtermittel, sodas normales Futter in den Tierhaltungen meistens fehlt. Aus diesem Grunde ist eine besondere Zubereitung von Vieh- oder Wurzstoffen und Nährsalzen bei der Nahrungsaufnahme geboten. — Denn diese fördern wichtige Lebensprozesse, und eine gesunde, kräftige Körperentwicklung ist ohne dieselben nicht denkbar. — Als praktische Form, dem Tierkörper die notwendigen Wurzstoffe und Mineralsalze zuzuführen, gilt allgemein die Verfeinerung von „W. Brodmanns Zwerg-Markte, dem echten Nährsalz-Futteralk mit Drogen.“ — Als ständige Futterbeigabe steigert sie durch ihren Gehalt an ausgezeichneten Wurzstoffen und Nährsalzen die Fruchtbarkeit bei Mast- und Zuchttieren, beschleunigt die Verdauung und verursacht die weitgehendste Futtermittelausnutzung. — Ihre Wirkungen zeigen sich in einer außerordentlichen Kräftigung des Knochengewebes, in schnellem Fleisch- und Fettsatz, in der Erhöhung der Milch- und Eierproduktion. — Die notwendige Folge hiervon sind hohe Erträge aus jeder Tierhaltung. Das Beweismaterial für diese Behauptungen findet man sachlich und überzeugend zusammengestellt in der interessanten Broschüre „Aus der Praxis — Für die Praxis“, welche von W. Brodmann Chem. Fabrik m. b. H., Leipzig-Entzitzsch 35a, gratis verabfolgt wird.

Sommersprossen entfernt nur Crème Any in wenigen Tagen. Nachdem sie alles Mögliche erfolgreich angewandt, machen Sie einen letzten Versuch mit Crème Any! Es wird Sie nicht reuen; franko 2,70 (Nachn. 2,95), Goldene Medaille London, Berlin, Paris, 1882, notariell begl. Dankschr., besitzt für ihre allein echte Crème Any nur die Apotheke zum Eisernen Mann, Strassburg 189, Els.

300 Sorten Harmonikas gefertigt von Harmonikas-Fabrik Klingenthal Sa., Nr. 703. Katalog üb. alle Musikinstr. umsonst.

Brennabor hat sich auf Straße und Rennbahn von allen Fahrradmarken am besten bewährt. In der letzten Saison wurden ca. 700 erste Preise auf Brennabor erzielt. Jll. Preisverzeichnis kostenlos. Vertreter überall. Brennabor-Werke, Brandenburg a. H.

Bei Bezug von Waren bitten wir höflichst sich stets auf dies Blatt zu berufen.

Anzeigen

Prospekt frei. Garantie Zurücknahme. **Franko-Lieferung**

Auch mit und ohne Spiritusheizung. Solid gearb. sind meine Wannen. Preis von 18 Mk. an. Tausendfach bewährt. Geeignet für Halb-, Voll- u. Sitzbäder, sowie Dampfschwitzbäder. Glanz. Zeug. **Bernh. Hähner, Chemnitz Nr. 533** Vertreter überall gesucht.

Musik-Instrumente jeder Art. vorzüglichste Beschaffenheit. **Braun Klemm Jr.** Warenlieferant in E. Tsch.

Strickmaschinen mit Mark 30-50 Anzahlung. Illustr. Pracht-Katalog gratis. P. Kirsch, Döbeln.

Tausende Raucher empfehlen meinen garantiert ausgezeichneten, behaglich und gesunden Tabak **Tabak 1. Klasse**. Pfeife umfasst an 9 Blund meines berühmten Fäbrik-tabak für 4.25 Mk. franco. 9 Pfe. Fäbriktabak und Pfeife folgen zusammen 6 Mk. franco. 9 Blund Fäbrik-Kanaker mit Pfeife 6.50 Mk. franco. 9 Pfe. bell. Kanaker und Pfeife 7.50 Mk. franco. 9 Blund Fäbrik-Inster Kanaker mit Pfeife folgen franco 10 Mk. gegen Nachnahme. Bitte angeben, ob neuziehende Gebirgs- oder eine reichhaltige, Solipsche oder eine lange Pfeife ermaßigt. **E. Köller, Bruchsal Fabrik. Woltrup.** (Baden).

haben in diesem Blatte die weiteste Verbreitung

